

Kleine Buben im Landesmuseum

Autor(en): **Thommen, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE BUBEN IM LANDESMUSEUM

«Sie, dürfen wir wohl auch hinein?»

Ein kleiner Junge stellt die Frage. Zwei seiner Kameraden schauen mich erwartungsvoll an. Ich stehe am Eingang zum Landesmuseum; wieder einmal möchte ich den Sonntagnachmittag mit einem Blick in die Vergangenheit unserer Schweiz verbringen.

«Wie alt seid ihr?»

«Ich bin elf, und der da ist mein Bruder, und er ist zehn, und der da unser Freund, neun Jahre alt.»

Sie schauen mich alle drei so treuherzig-gläubig an, als könnte ich ihnen die Pforten zum Paradies öffnen.

«Was wollt ihr denn da drin?»

«He, wissen Sie», sagte der Grösste, der mit dem grauen, zerschlossenen Kleidchen, «einer hat uns gesagt, man könne da viel sehen, und es lohne sich. Könnten Sie nicht für uns den Mann am Schalter fragen?»

Also gut denn. Die Jugend will es.

«Nein», sagte der Mann am Schalter. «Kinder unter zwölf Jahren dürfen nicht ohne Begleitung Erwachsener ins Landesmuseum.»

«Und wenn ich sie mitnähme, so quasi ihre Mutter spielte?»

Alle vier hängen wir nun erwartungsvoll am Mund des Wärters. Ein Zucken um seine Mundwinkel verheisst gutes Wetter.

«Also denn, ich will ein Auge zudrücken. Aber dass ihr zusammenbleibt und nichts Dummes anstellt!»

«Dank schön», sagte der kleine graue Führer. Und die beiden andern nicken auch: «Dank schön.»

Und nun ziehe ich mit meinen drei Buben durch die Säle. Und wir schauen und schauen, und es ist eitel Glück und Wonne. Sie fragen, und ich antworte, so gut es geht.

«Aber wieso waren denn die Römer in der Schweiz? Die Schweiz ist doch ein freies Land. Wo hat man denn diese kleinen Figuren im Boden gefunden? Wie kamen sie denn in den Boden hinein? Wenn sie doch einst in einer Wohnung standen? Ja, hatten sie denn damals auch schon Glas? Und Fabriken? Mein Vater arbeitet auch in einer, in Oerlikon. Sehen Sie, dort trägt der liebe Gott das Kreuz! Nein, du, das ist doch der Heiland, nicht der liebe Gott. Eh, das ist doch das gleiche. Aber warum hat man die Bilder aus der Kirche fortgenommen? Es gab sicher viel Arbeit, alle diese Sachen zu sammeln. Wer sammelte sie denn? Woher kommen sie? Diese Oefen! Meine Grossmutter im Kanton Graubünden hat auch noch so einen in der Stube, man kann draufsitzen. Aber nicht so schöne Plättli! Wer hat denn das gezeichnet? Ja, waren das so Künstler wie die, die heute malen? Hier ist eine Zentralheizung hineingebaut — ja hatten sie denn das früher auch? Je, die kleinen Kanönli! Und diese grossen Hellebarden. Davon hatte wir es in der Schule. Vom Morgenstern auch. Diese Panzer — ja konnten sie sich denn drin bewegen? Aha, Gelenke. Die Soldaten hatten aber lustige Uniformen! So farbige! Könnten wir jetzt auch noch zu den Pfahlbauern gehen?»

Aber da läutete schon die Glocke Schluss. O wie schade. Für die Buben, für mich. Noch selten vergingen zwei Stunden so rasch. Die Buben wichen nicht von meiner Seite. Fortgesetzte Spannung, fortgesetztes Interesse.

Nun stehen wir wieder am Ausgang, dort, wo wir uns gefunden hatten. «Danke vielmal», sagen die Buben. «Könnten wir vielleicht wieder einmal mit Ihnen gehen?»

Gute, liebe Buben!

«Geht ihr denn nie mit der Schule?»

Sie schütteln den Kopf, ziehen den Mund herunter. Das bedeutet: So etwas Schönes macht man doch nicht in der Schule.

«Also, tschau, Buben. Da habt ihr noch für jeden einen Zwanziger. Geht euch ein Brötli kaufen! Und sag dem Lehrer einen schönen Gruss. Und er soll einmal mit euch ins Landesmuseum gehen.»

«Jaha, das sagen wir ihm.»

*

Den Gruss an den unbekanntten Lehrer möchte ich hier wiederholen an alle unbekanntten Lehrer: Gehen Sie doch mit ihren Kindern ins Landesmuseum! Dort ist alles so gut und instruktiv dar-

gestellt. Dort erhalten ihre Kinder einen Bergiff vom Werden unseres Landes, von Kultur und Geschichte, aus allerlebendigster Anschauung heraus. Museen sollten nicht Einbalsamierungsstätten sein — sind sie heute Bildungsstätten unserer Jugend? Und werden sie von den Pädagogen als solche erkannt? Und benützt? Und gewürdigt?

Eines hat mir der Sonntagnachmittag im Landesmuseum bewiesen: die Jugend, auch so kleine wildernde Büblein wie die meinen, haben ein ungeheuer offenes Gemüt für solche Besichtigungen!

Kaspar Freuler

«I M A A R G Ä U S I N D Z W Ö I L I E B I»

Lasst das Volkslied Volkslied sein!

Wir kennen alle eine Reihe von alten, schönen Volksliedern. Jedes Gesangbuch für Männerchöre, Gemischte Chöre, für Frauenchöre enthält eine Menge von ihnen, der «Röselgarten» Dutzende. Aeltere und neue Weisen, die irgendwo und irgendwie entstanden sind, ohne dass das Volk sich um Dichter und Komponist viel kümmerte.

Das genügt aber heutzutage, wo sozusagen kein Ton mehr ohne Buch vor der Nase gesungen wird, längst nicht mehr. Ein Blick in die Radioprogramme, eine Vorschau auf Konzertabende, zeigt, dass allzuoft ein einfaches Lied «bearbeitet von Müller oder Meier» erst konzertfähig wird. Man sieht in Gedanken diese Herren geradezu an der Arbeit, wie sie schwitzend bei der Durchknetung, der geistigen Ueberholung, der kompositorischen Reparatur aus dem alten guten Lied ein neues machen, und gar nicht immer ein gutes.

Denn dann haben wir die Bescherung! Die bestehende einfache und leicht eingehende Melodie, ein-, zwei-, dreistimmig gesetzt, wird zum Kunstgesang aufgepulvert. Sie muss selbstverständlich

irgendwie verändert werden, gerade so, dass man sie beim Anhören des Kunstprodukts noch als roten Faden da und dort erwischen kann; die Harmonik erhält Glanzlichter und Flötentöne, wird moduliert, Figuren schweben über dem Satz, der womöglich auch noch kanonmässig unterteilt wird. Die neue Dynamik macht das Lied zu einer Enge, zu einer Doppelfuge, zu einer Ballade oder zur Rhapsodie. Ja, das tönt und klingelt nun ganz anders! Wahrhaftig! Viel grossartiger, viel pomposer, gerade so, dass der Dirigent sich nicht zu schämen braucht. Da sind zum Beispiel irgendwo «Im Aargäu zwöi Liebi, die hei enandere so gärn, gärn, gärn» — jedermann kennt ihr kleines Schicksal. Aber was macht ein geschickter und begabter Bearbeiter aus diesem simplen Volkslied? Ein Tonstück, das vom Jungknab und seinem Schatz nicht mehr viel übrig lässt, das viel eher an Romeo und Julia, an Tristan und Isolde erinnert! Und nach dem Konzert schreibt ein begeisterter Kritiker, wie man vor einem Jahr lesen konnte: «Hier wurde das Regionale ins Nationale gehoben!» und er freut sich königlich, dass der «Provinz», die nur die originelle Fassung kannte, damit die höhere Gesangskultur der Stadt dargeboten werden durfte. Es fehlt nur noch das grosse Orchester!

Das Ergebnis dieser kompositorischen Bflossenheit hört sich an, (ins Optische transponiert) wie ein von einem Tailleur neu garniertes Bauerngewand aussieht, das mit Perlmutterknöpfen und Epauletten dekoriert worden ist, wo die Hosen generalstabmässige Passepoile tragen, in der Rocktasche ein St. Galler Poschettli steckt, und auf dem Hut eine schillernde Pfauenfeder. Jetzt kann sich der Mann endlich sehen lassen, jetzt wissen die Amerikaner, wie ein Schweizer aussieht. Und wie sich ein Schweizer Volkslied anhört.

«Kinder schafft Neues!» rief der alte Richard Wagner einst seinen musikbesessenen Kollegen zu. Doch scheint es, dass heutzutage auch die weniger edle Kunst der Restenverwertung Schule macht: «Aus Altem wird Neues!» Niemand aber behauptet, dass das Neue in diesem Fall schöner wäre als das Alte. Es ist lediglich schwieriger zu singen — und das scheint bei ach! so vielen Dirigenten die Hauptsache zu sein! Leider. Mit leichten Sachen geben sie sich nicht mehr gern ab, wo doch der Kollege nebenan Schwieriges dirigiert. Volkslieder bilden kein Sprungbrett in die Stadt!

Lassen wir doch unsern Volksliedern den traditionellen, einfachen Satz. Muss denn das so